Vorträge
32

Dieter Brüll

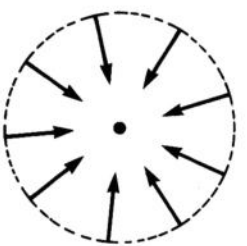
Gemeinschaft und Gemeinsamkeit

Urachhaus

ISBN 3 87838 489 0

© 1986 Verlag Urachhaus Johannes M. Mayer GmbH, Stuttgart.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks und der photomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.
Einbandgestaltung Hans Joachim, Stuttgart.
Satz und Druck der Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart.

Im Bilde der babylonischen Sprachverwirrung berichtet uns das Alte Testament von dem Ende einer Ära: Jene Harmonie, die früher die Gemeinschaft durchzogen hatte, ist vorbei; die Menschen verstehen einander nicht mehr; jeder fängt an, seine eigene Sprache zu sprechen; sie können nicht länger zusammenarbeiten; das große Werk der Völker, der Turm von Babel, bleibt unvollendet.



Damit ist gleichzeitig auf einen bestimmten Typ menschlichen Zusammenwirkens hingewiesen: Menschen scharen sich um ein gemeinschaftliches Werk; es steht sozusagen in ihrer Mitte; alle arbeiten daran. Diese Gruppenbildung will ich, in Übereinstimmung mit dem Terminus Arbeitsgemeinschaft, *Gemeinschaft* nennen. – Sie ist der am meisten vorkommende Typ. Wir finden ihn gleicherweise in Form einer Fabrikbelegschaft, eines Lehrerkollegiums, einer Landesregierung und sogar eines Bridgevereins. Nur da, wo, wie in manchen Clubs, Unverbindlichkeit herrscht, oder wo der Gegenstand der Bindung außerhalb der

Gruppe liegt, wie z. B. in einer Kirchengemeinde (was schon nicht mehr zutrifft, wenn die Gemeindemitglieder sich zu einem gemeinsamen Studium zusammenfinden), oder bei einer passiven Gruppenbildung (z. B. zum Anhören eines Vortrages oder zum Anschauen eines Fußballspieles) können wir nicht mehr von Gemeinschaft sprechen. Gemeinschaft fordert ein Objekt, an dem alle arbeiten, das also noch nicht fertig ist, doch seiner Fertigstellung entgegengeführt werden soll; wie eben der Turm von Babel.

Nicht nur auf Grund des biblischen Bildes wissen wir, daß Verständnislosigkeit zu Streitigkeiten führt; die Wirklichkeit der heutigen Arbeitsverhältnisse ist voller Konflikte. Sie drohen jeden Zusammenhang zu sprengen und damit den »Turm« unvollendet zu lassen. Wir werden noch sehen, wie man sich diesbezüglich aus der Affäre zieht, denn unsere arbeitsteilige Wirtschaft macht die Zusammenarbeit zur Existenzfrage; nicht nur bei der Produktion, auch im Geistesleben, wenn man sich in Institutionen (Schulen, Heimen, Therapeutiken) zusammenschließt.

Bevor wir uns aber über Lösungen den Kopf zerbrechen, wollen wir uns erst mit der Analyse des Problems beschäftigen, das heißt mit der Frage, was Gruppen im allgemeinen und Gemeinschaften im speziellen bewegt. Dieses Thema nun ist das Hauptarbeitsgebiet eines der Zweige der Sozialwissenschaft: der Soziologie. Sie studiert das Funktionieren von (menschlichen) Gruppen, den Mensch als Gruppenwesen, als zoon politikon, um mit Aristoteles zu sprechen, wobei es dem Leser überlassen bleibe, ob er diesen Ausdruck als »politisches Tier« oder als »gruppenbildendes Lebewesen« übersetzen will.

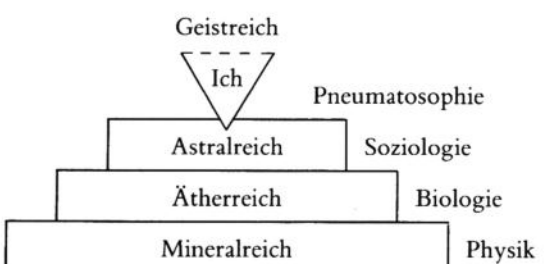
Die Soziologie ist unbeliebt. Damit meine ich nicht an erster Stelle die zeitgebundene und im Wesen oberflächliche Abneigung gegen eine wissenschaftliche Richtung, aus der so viele »Linksfanatiker« und »Chaoten« hervorgehen. Der Widerwille sitzt tiefer. Die Soziologie fördert das Gruppengeschehen zutage und damit jenen Teil unseres Verhaltens, dessen wir uns am wenigsten bewußt sind und den wir auch lieber im Unbewußten belassen. Für unser Bewußtsein ist das Alltägliche das Selbstverständliche, und das Selbstverständliche ist das Richtige. Hebt man es in das Bewußtsein, indem man es mit den Selbstverständlichkeiten anderer Völker und Gruppen vergleicht, dann verliert das tägliche Tun und Lassen seine Selbstverständlichkeit. Das aber nimmt uns die Lebenssicherheit. Ich möchte ein Beispiel geben, das weit genug zurückliegt, um keine Emotionen mehr hervorzurufen. Man kann es in den einschlägigen Soziologie-Handbüchern der vierziger und fünfziger Jahre finden. – Protest gegen Mißstände in fernen Ländern ist keineswegs eine Neuerrungenschaft der Nachkriegsgeneration. Unsere eingeschnürten Ur-ur-Großmütter zum Beispiel eiferten gegen die abscheuliche Verstümmelung chinesischer Mädchen, denen, zumindest wenn sie aus etwas begüterten Familien kamen, die Zehen eingebunden wurden, damit sie schöne kleine Füßchen bekämen. Bilder von östlichen und westlichen Gerippen zeigen jedoch deutlich, daß das modische Verkleinern der Füße viel geringere Verstümmelungen hervorruft als das Einschnüren, durch welches unsere bürgerlichen Damen eine modische Wespentaille zur Schau tragen konnten. Die bei den geringsten Erregungen bewußtlos werdenden Jungfern, bekannt aus den Romanen des 19. Jahrhunderts, sind weniger ein Pro-

dukt höherer seelischer Empfindlichkeit als vielmehr künstlicher und chronischer Atemnot.

In unserer Zeit der verschwindenden Entfernungen werden wir massiv mit einem gleichartigen Phänomen konfrontiert: Auf Reisen schauen wir uns gerne die Gewohnheiten anderer Völker an (»Land und Leute kennenlernen«), und meist haben wir Freude an der Andersartigkeit. Der Grund dafür ist aber keineswegs immer Toleranz, sondern oftmals eine Überheblichkeit, wie sie auch Erwachsenen eigen sein kann, wenn sie sich über die törichten Handlungen und Ansichten von Kindern amüsieren. Das zeigt sich, sobald Angehörige derselben Völker als italienische, türkische, marokkanische Gastarbeiter unsere Nachbarn werden. Dann sollen sie sich »anpassen oder abhauen«. Ihre Lebensart, ihre Gewohnheiten werden dann den unsern gegenüber als minderwertig, wenn nicht gar unsittlich bezeichnet. Sollten sie dasselbe von den unsrigen sagen – meist sind sie dafür zu wohlerzogen –, dann wird das mit einem Übermaß an Rationalisierungen als lächerlich abgetan.

Was die Soziologie in dieser Beziehung festgestellt hat, wurde vor allem ergänzt durch Untersuchungen über die Prozesse in kleineren Gruppen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, die empirisch arbeitende amerikanische Soziologen durchgeführt haben. Man entdeckte Gesetzmäßigkeiten[1], die, wenngleich der menschlichen Spezies angepaßt, viel Ähnlichkeit haben mit dem, was uns aus der Tierwelt bekannt ist. Als Ausgangspunkt könnte man den Doppelbegriff »in-group/out-group« wählen. Gruppen unterscheiden sich von anderen und wollen sich von ihnen unterscheiden. Gehört man zu einer Gruppe (in-group), dann betrachtet man diese als etwas Besseres als alle anderen (out-group). Der Prozeß geht sehr schnell. Man kann ihn sogar bei etwas so Kurzlebigem wie Reisegesellschaften wahrnehmen: wird man zum Beispiel über zwei Omnibusse verteilt, dann entsteht schon nach ein paar Stunden ein negatives Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich darin äußert, daß die andere Busbevölkerung feindliche Züge bekommt. Deutlicher merkt man das natürlich in kontinuierlichen Gruppen. Da entstehen eigene Werte (»values«), deren interne Verletzung Ausschluß oder Bestrafung zur Folge hat, deren Beleidigung oder Schändung durch Mitglieder anderer Gruppen Racheakte bis hin zum Kleinkrieg nach sich zieht. Manche dieser Werte finden ihren Ausdruck in Symbolen, zum Beispiel im Führen und Grüßen der Clubflagge; andere in symbolhaften Wertgegenständen. Zu letzteren gehören die sogenannten Status-Symbole, die so »gewählt« werden, daß sie der Sozialgliederung dienen: sie müssen so teuer sein, daß sie für die nächstniedere Klasse unerschwinglich sind. Darum müssen sie sich mit der Zeit (und mit ihren Preisen) ändern. Fernsehantennen (ohne Fernseher) und Wohnwagenkupplungen (ohne Anhänger) haben ihren Symbolcharakter in Westeuropa verloren; das Zweitauto und die Zweitwohnung noch nicht (ganz). – Man ersieht aus den Beispielen, daß diese Werte weder rationelle noch ethische Bedeutung haben. Nicht die Objekte, sondern die Art, wie man mit ihnen umgeht, ist soziologisch interessant. Das führt uns zum zweiten Schlüsselbegriff, den Haltungen (»attitudes«): Wie geht man mit den in der Gruppe entstandenen Werten um? Wie verhält man sich gegenüber Nichtmitgliedern? Wie sorgt man dafür, daß man sich von diesen unterscheidet, daß sich Menschen derselben Gruppe erkennen?

Die Tatsache, daß die Soziologie so viel Tierähnliches bei den Menschen findet, macht sie auch bei Anthroposophen verpönt: da sucht man ja das typisch Menschliche, das Individuelle. So sehr man letzterem zustimmen kann, ersteres beruht auf einem Irrtum. Sein Ich möge den Menschen zur Krönung der Schöpfung machen, es möge dasjenige sein, worauf es ankommt – das Maß, in dem er im Stande ist, seine Astralität zu beherrschen, ist noch gering, und Menschen, die bewußt bis in ihre Äther- und physische Substanz hinein wirken können, gibt es kaum. Man muß sich damit abfinden, daß der Mensch, so wie er heute ist, zu 95–99 % von den Gesetzmäßigkeiten bestimmt wird, die im physischen, im ätherischen und im Gruppenbereich herrschen. Und diesen Gruppenbereich hat er mit dem Tier gemein. An dessen Gesetzmäßigkeiten vorbeizugehen, da wir es mit dem Sozialen zu tun haben, wäre vergleichbar mit einem Mediziner, der die physischen und ätherischen Gesetze des menschlichen Leibes anzuerkennen sich weigert. Nur die Erkenntnis soziologischer Gesetzmäßigkeiten bewahrt uns davor, als Geisterrungenschaften zu bezeichnen, was in Wirklichkeit verbrämtes Gruppenleben ist.[2]



Ich möchte das an einem Beispiel erhärten, das wiederum weit genug außerhalb der Interessensphäre der meisten Leser liegen dürfte, um nicht sofort Emotionen zu erregen. – In mühseliger Kleinarbeit hat man in Amerika eine Durchschnittsstadt soziologisch durchgekämmt.[3] Man fand, daß sich die Bevölkerung in sechs Schichten einteilen läßt, die sich durch jeweils in sich geschlossene values und attitudes auszeichnen. Der Übergang von der untersten zur zweiten Stufe ist relativ einfach, der von der zweiten zur dritten hingegen sehr schwer: Man wird als »Aufsteiger« kaum akzeptiert. Die vierte Stufe zu erklimmen ist schwer, begegnet aber doch mehr Toleranz als der vorige Schritt. Der Übergang von der vierten zur fünften Stufe ist beinahe unmöglich und eine Aufnahme in die sechste Schicht kommt nicht vor – man kann sie höchstens, wenn man über Unsummen von Geld verfügt, für eines seiner Kinder erreichen. – Ich möchte von jeglicher Erklärung nun einmal absehen und vielmehr darauf das Schwergewicht legen, daß es sich hier nicht um eine örtliche oder amerikanische Eigenheit handelt, sondern daß die Sechsschichtigkeit mutatis mutandis für alle Gruppenverhältnisse der gleichen Größenordnung (Makro-Verhältnisse) gilt. Ich habe diese Erfahrung auch selber gemacht, als ich gebeten wurde, für ein Jubiläumbuch einen Artikel zur Soziologie des Steuerberaters zu schreiben. Zu meiner eigenen Überraschung stieß ich auf die gleichen sechs Stufen – abgesehen von der untersten, deren Angehörige nicht in der Lage sind, das Steuerrecht zu verstehen, und daher auch nicht den einfachsten steuerlichen Rat geben können. Es fehlt übrigens auch

das Bedürfnis danach – die gleichen Eigenartigkeiten, die gleichen Schranken wie in Yankee City.[4] Ich bin davon überzeugt, daß man unschwer z. B. in der anthroposophischen Bewegung die sechs Schichten aufzeigen könnte. Auch sie folgt den soziologischen Gesetzen und oft ist gerade das, was man in der Gruppenbildung als das Eigene, Besondere betrachtet, für den Soziologen nichts anderes als die bekannte value-Bildung einer in-group. Ich möchte dazu zwei Zitate Rudolf Steiners anführen: »Es ist durchaus den Tatsachen des Lebens entsprechend, daß der Mensch ein ganz anderes Wesen wird, wenn er in größerer Gesellschaft ist, als wenn er allein ist; er wird in bezug auf sein ganzes Seelenleben für den genaueren Betrachter ein anderer in einer Gemeinschaft – und namentlich in einer tätigen Gemeinschaft. Wenn der Mensch allein ist, folgt er seinen eigenen Impulsen, dann wird auch ein schwaches Ich die Gründe für sein Handeln aus sich heraus suchen. In der Gemeinschaft gibt es aber eine Art ›Massenseele‹; da fließen die Triebe, Begierden, die Urteile usw. zusammen.« Und ferner: »Menschliche Eigenschaften, wenn sie heruntertreten in die Sphäre des Unbewußten, (wirken) stärker auf den anderen Menschen (...), als wenn sie von der Sphäre des gesunden Urteils ausgehen.«[5]

Um zu den Geheimnissen der Gemeinschaft vorzudringen, müssen wir der Soziologie noch einen Schritt weiter folgen bis hin zu den Gesetzmäßigkeiten, die *innerhalb* einer Gruppe herrschen. Oft bezeichnet man diesen Zweig, der erst nach dem zweiten Weltkrieg richtig zur Entwicklung kam, als Gruppendynamik.

Was nach außen hin ein oft aggressives Sichabgrenzen ist, setzt sich als Kampf innerhalb der Gruppe fort. Auch da

geht es um den Aufstieg: um Geld, um Machtpositionen, um Ideologie; aber es geht auch um ganz irrationale Feindschaften (»einander nicht riechen können«). Je existenzieller man miteinander zu tun hat, je näher man sich tritt, vor allem auch räumlich, um so unterschwelliger und explosiver wird die Situation. Im Extremfall spricht man von Unterseebootpsychose: Viele Menschen wochenlang zusammengepfercht auf kleinstem Raum, lassen Aggressionen entstehen, die keiner der Beteiligten sich selber und den andern zugetraut hätte. Die unschuldigste Eigenart wirkt wie die chinesische Tropfenfolter; ein Wassertropfen in regelmäßigen Zeitabständen immer auf genau dieselbe Stelle des Schädels macht das Opfer auf die Dauer buchstäblich verrückt. So kann in einer geschlossenen Gemeinschaft eine unschuldige Gewohnheit – in der Nase pottern, unsanft die Türen schließen, der Laut des Lachens – auf die Dauer zu Wutausbrüchen führen.

Es ist nicht nötig, auf die meist sehr unschönen Einzelheiten der Gruppenverhaltensforschung einzugehen. Wir sind jetzt so weit, uns fragen zu können, was die Geisteswissenschaft diesen gesicherten Forschungsresultaten hinzufügen kann. Es geht da hauptsächlich um zwei Faktoren:

Einerseits dürfen wir konstatieren, daß die Verhältnisse in jenen Gruppen, die ich oben Gemeinschaften nannte, noch nie so katastrophal waren wie in unserer Zeit. Das gilt nicht nur für »die anderen«. Wo man hineinleuchtet – von den Institutionen des Wirtschaftslebens bis in die des Geisteslebens, von den materialistischen bis zu den allerspirituellsten – ist es das gleiche Lied; auch wenn jede Gruppe für sich in Anspruch nimmt, daß der Unfrieden von einem Ketzer, von einem Renegaten, einem Abweichler in ein an

sich friedvolles Zusammenleben hineingetragen wurde. Gewiß ist dem Menschen ein zänkischer, rechthaberischer, egoistischer Zug nicht fremd – aber irgendwie haben vergangene Zeiten es fertiggebracht, die Gruppenverhältnisse besser in den Griff zu bekommen. Strenge Disziplin und ein mehr oder weniger selbstverständliches Hinnehmen der den verschiedenen Gemeinschaften eigenen Formen und Konventionen, mag wohl der Hauptgrund sein. Fragen wir, warum das heute nicht mehr – oder nicht mehr so gut – geht, dann stoßen wir auf das soziologische Grundgesetz, das Steiner 1898 erstmalig formulierte: »Die Menschheit strebt im Anfang der Kulturzustände nach Entstehung sozialer Verbände; dem Interesse dieser Verbände wird zunächst das Interesse des Individuums geopfert; die weitere Entwicklung führt zur Befreiung des Individuums von dem Interesse der Verbände und zur freien Entfaltung der Bedürfnisse und Kräfte des Einzelnen.« Die Zeit ist heute einfach so weit fortgeschritten, daß sich alles im Menschen dagegen auflehnt, von Gruppeninteressen regiert zu werden. Da ich mich hierüber ausführlich in meinem »Anthroposophischen Sozialimpuls« verbreitet habe, füge ich an dieser Stelle nur noch hinzu, daß diese mit Gesetzeskraft auftretende Befreiung aus den Interessen der Verbände zeitlich – und gewiß nicht zufällig – mit einer gesellschaftlichen Situation zusammenfällt, die sowohl im Wirtschaftlichen (Arbeitsteilung) als auch im Geistesleben (Ausbildung für alle, Kompliziertheit der Wissenschaft) eine enge Zusammenarbeit fordert.

Dieser dynamische Faktor verbindet sich nun mit dem zweiten, welcher das Wesen der Gemeinschaft betrifft. Überall, wo man sich zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammenfindet, erwacht der Besserwisser im Menschen. In meinem »Anthroposophischen Sozialimpuls« nannte ich ihn den *asozialen* Trieb. Sei es nun, daß der andere den Nagel nicht gleich auf den ersten Hieb in das Holz treibt, sei es, daß er Mühe hat, den Knoten in der Schnur zu lösen – sofort juckt es mich in den Händen, es besser zu machen. Und der andere macht es nur dann richtig, wenn er es macht wie ich. Da aber der andere wirklich ein anderer ist, weil man einen Willensakt nur allein, nicht in Gemeinschaft ausführen kann[6], weil ich so in der Zusammenarbeit das Gefühl bekomme, in meiner Entwicklung immer von anderen gestört zu werden, entsteht langsam eine Allergie gegen diese anderen. Sie können (mir) nichts mehr recht machen. – Parallel zum asozialen entwickelt sich der *antisoziale* Trieb. Wenn ich alles besser weiß und kann, dann werde ich unterschätzt und unterbezahlt; dann fängt der Konkurrenzkampf um Positionen, um Gehaltserhöhung an; dann wird der andere zum Objekt, das ausgeschaltet, kaltgestellt werden muß, um mir nicht im Wege zu stehen.

In meinen rationellen Augenblicken aber, wenn der andere außer Sicht ist, sehe ich sehr wohl ein, daß es um Nichtigkeiten, um Bagatellen geht; daß ich nur einen Anlaß suche, um den andern zu verteufeln; daß ich mir in meinen eigenen Schwächen begegne, wenn ich dem andern gegenübertrete. Ich erlebe meinen eigenen Doppelgänger. Genau so aber erlebt der andere seinen Doppelgänger an mir, und es kann geschehen – und es geschieht sehr oft! –, daß überhaupt nur noch die Doppelgänger miteinander reden. Wir können dieses Phänomen mehr abstrakt ausdrücken: in der Gemeinschaft erlebt der einzelne sich mehr und mehr in seiner seelischen Nacktheit durch die Begegnung mit dem an-

dern. Er erwacht am andern. Er wird dadurch auf sich selbst zurückgeworfen im Kampf mit seinem eigenen Doppelgänger. Die gemeinschaftliche Arbeit verbindet daher nicht, wie man oft illusorisch denkt. Die Gemeinschaft führt das Mitglied paradoxerweise in die Vereinsamung.

Diese Atmosphäre von abwechselnd heißen Emotionen und eisiger menschlicher Atomisierung ist es, die einem in vielen, vor allem etwas älteren Institutionen begegnet; und zwar um so stärker, je weniger die Mitarbeiter die Möglichkeit haben, einander zu fliehen. Und weil das dem Ziel der Zusammenarbeit, dem Zustandekommen des Produktes – sei es nun ein physisches Produkt wie Tische oder ein geistiges wie Schulstunden – abträglich ist, hat das Bedürfnis des Wirtschaftslebens einen neuen Wissenschaftszweig gegründet: »Zwischenmenschliche Beziehungen im Betrieb« (human relations). Jene alte hierarchische Betriebsordnung, die mit Zuckerbrot (Lohn) und Peitsche (Entlassung) eisern regierte, ist in einer Gesellschaftsstruktur, in der die Löhne meist außerbetrieblich festgesetzt werden und Entlassungen einschränkenden Gesetzen unterworfen sind, allein nicht mehr genug. Massiv werden die neuesten Errungenschaften der Psychologie eingesetzt, die oft die physische Ausbeutung durch eine seelische ablösen. Wo möglich, kann man überdies die Mitarbeiter isolieren, so daß sie sich nicht aneinander stoßen können. Wenn aber der Arbeitsprozeß eine begegnende Zusammenarbeit erfordert, dann steht eine ganze Skala von Instrumenten zur Verfügung; angefangen bei der Tante Trude, deren gemütliche, breitbusige Gestalt die geschulte Psychologin verbirgt und an derem verständnisvollem Herzen die Mädchen sich ausheulen können; bis hin zu jenen grausamen Sitzungen,

in denen sich die animalischen Instinkte entladen sollen, indem sie kunstgerecht auf ein Opfer gelenkt werden. Gleich einem Stall voller Hühner, die sich mitleidlos auf ein Huhn stürzen, wenn es einmal angepickt ist, und die nicht ruhen, bis es tot daliegt, reißt man einem willkürlich gewählten Mitglied der Belegschaft – und das wird jedesmal ein anderes sein – alle seelischen Masken ab, indem man ihm alle seine Untugenden und Fehler ins Gesicht schreit. Man nimmt an, daß sich dadurch Spannungen an den Arbeitsplätzen lösen. Nach dem Preis wird nicht gefragt. Was bedeutet es für einen fertiggemachten Menschen, erzwungen und verfrüht seinem Doppelgänger begegnet zu sein? Und später seinen Arbeitskollegen wieder begegnen zu müssen in dem Bewußtsein, daß sie ihn in seiner ekelhaftesten Gestalt erlebt haben? Sind das nicht Zeichen, daß die hergebrachten Formen der Gemeinschaft ihrem Ende entgegengehen?

Einstmals war die Zusammenarbeit eine harmonische, weil man sich eins fühlte mit den Zielen des Verbandes, dem man angehörte; weil die Arbeit nur ein Teil eines von Religion durchsetzten Gesellschaftslebens war. Geschichtliche Aspekte dieser Art müssen wir in Betracht ziehen, wenn wir heute auf Versuche stoßen, Ideale wiederum als Bindemittel für (Arbeits-)Gemeinschaften zu benutzen. Es wird uns dann deutlich, daß hier auf noch viel ältere Strukturen zurückgegriffen wird als in der um psychologische Kniffe bereicherten Betriebsdiktatur. Man bringt Menschen tatsächlich auch heute noch dazu, sich bis zur vollständigen Erschöpfung einzusetzen, wenn man sie religiös oder pseudo-religiös fanatisiert. Und man kann, wie ich das auch schon erlebt habe, die geschilderten persönlichen Rei-

bungen dadurch verhindern, daß man das Arbeitsleben dermaßen intensiviert, daß jeder zu müde ist, sein Augenmerk überhaupt auf den andern zu richten. Die Gruppen- und Cliquenbildung innerhalb der Gemeinschaft schließlich kann man verhüten, indem man durch kurzfristige Versetzungen keine sozialen Kontakte entstehen läßt. Man wird unschwer in diesem Bilde das Wirken des Sektenwesens erkennen.

Hier tritt nun die Frage auf, ob Anthroposophie Wege aufweist, die aus dieser Pattsituation herausführen können. Weil ich darauf in meinem »Anthroposophischen Sozialimpuls« ausführlich eingegangen bin, will ich hier nur das zum Thema Notwendige zusammenfassen. – Ausgangspunkt muß die Tatsache sein, daß der Mensch heute ein unsoziales Wesen ist, das nur, wenn es bereit ist, einen Seelenübungsweg zu gehen, soziale Eigenschaften erringen kann. *Diese Forderung darf aber an keinen Menschen von außen gestellt werden,* auch nicht von einer anthroposophischen Institution. Man muß also bei allen Gemeinschaften, das heißt bei allen um ein konkretes Objekt gescharten Gruppen, von dem unsozialen Charakter der Mitglieder ausgehen. Die Aufgabe wird dann darin bestehen, die Rechtsverhältnisse so einzurichten, daß diese Mitglieder sich nicht mehr aneinander, sondern an Formen, an Regeln stoßen, und zwar an Regeln, die sie selber in Freiheit beschlossen, beziehungsweise denen sie in Freiheit zugestimmt haben. Das sind die »Einrichtungen«, über die Steiner bei der Darlegung des Sozialen Hauptgesetzes spricht. Gleich wie im staatlichen Rechtsleben sollte auch im institutionellen die Regel gelten, daß, was nicht verboten ist, erlaubt ist; daß aber andererseits keine Position und keine Funktion jemandem das Recht verschaffen kann, sich über Regeln hinwegzusetzen.

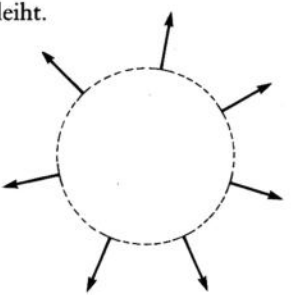
Diese formelle Seite, ohne die es heute nicht mehr geht, sollte dann begleitet sein von Inhaltlichem. Jeder Mitarbeiter sollte die Möglichkeit haben, sich über die Bedeutung (seines Beitrages bei der Bearbeitung) des Produktes orientieren zu können: die Herkunft, den Weg, den es geht, die Befriedigung, die es verschafft. Das ist ein Geistesleben, wie es sich funktionell aus der (wirtschaftlichen) Arbeit entwickelt und wie es zum Beispiel in den pädagogischen Konferenzen der Waldorfschulen praktiziert wird. Dazu gehört aber auch die Überzeugung, daß die Arbeit Bedürfnissen von Mitmenschen entspricht; daß man nicht für seinen Chef arbeitet, egal ob es für dessen Börse oder dessen Hobby ist. Daran erlebt man den wirtschaftlichen Sinn der eigenen Arbeit und damit ein erstes Gefühl der Brüderlichkeit.

Es ist nun wichtig, daß so eine Gemeinschaftsstruktur keineswegs strebende Menschen voraussetzt, daß sie den Gemeinschaftsmitgliedern jedoch auf eine sozial unschädliche Weise behilflich ist, zu solchen zu werden. Das »mit den andern nicht fertig werden« kann nicht mehr mit deren Verteufelung und mit Aggressionen verdrängt werden, wodurch der eigene Doppelgänger eigentlich nie ganz ins Bewußtsein gerückt wird. Im Gegenteil: sich stoßen an Regeln, denen man selbst zugestimmt hat, weist einen eindeutig auf die eigene Unfähigkeit hin; die Möglichkeit, andere eines Verstoßes gegen Regeln zu beschuldigen, läßt einen unschwer das Unbedeutende an deren Abirrung erkennen. Man erlebt daran, daß man das eigene soziale Versagen nur ändern kann, wenn man sein Seelenleben in die Hand

nimmt; wenn man den Weg der Reinigung geht, wie es in Steiners »Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?« beschrieben ist; wenn man die Begegnung mit dem »Kleinen Hüter« sucht.[7]

Wer einen solchen Weg geht, wird aber an erster Stelle sich selber entwickeln; wird die oben angedeutende Einsamkeit keineswegs vermeiden können; wird sich seinen Mitarbeitern vielleicht noch mehr entfremden. Ist aber eine Institution reich an solchen Strebern, dann wird das gewiß befriedend wirken. Verbinden diese sich darüber hinaus ehrlich dem Ziele der Institution, dann kann auf die Dauer jenes höchste zwischenmenschliche Prinzip, das für Gemeinschaften Gültigkeit hat, Lebenswirklichkeit werden: Alles, was an Fehlern gemacht wird, als eigene Schuld erleben; für alles, was gut geht, den andern Dank zu wissen. Die in dieser Stimmung zusammenkommen, bilden eine Schale, in die sich jene Quelle, die einst die Gründer zu ihrem Tun zusammenrief, weiterhin ergießen kann.

Betrachten wir nun, was ich mit dem Wort Gemeinsamkeit andeuten will. Ich möchte zunächst erklären, was ich darunter verstehe. Es geht dabei um das Gegenteil von Zusammenarbeit. Menschen finden sich, die einen Impuls gemeinsam haben. Ein Impuls ist eine konkrete geistige Kraft, die als ein reales Ideal Besitz von ihnen ergriffen hat und dem sie ihr Leben weihen wollen. Diesen Impuls haben sie auch in dem andern erkannt, und sie treten zusammen zu dem Gelöbnis, dieser Kraft, die sie als ein Höheres, als etwas im Verhältnis zum Menschen Vollkommenes erleben, die Treue zu halten und einander in diesem Streben zu unterstützen. So bilden sie eine Schale, die das lebendige Wirken dieser Kraft auffängt. Es ist die Form, die dem Geist erst Macht verleiht.



Im Gegensatz zur Gemeinschaft stehen die Gefährten mit dem Rücken zueinander: Jeder steht in seinem eigenen Arbeitskreis. Man braucht einander nur selten zu begegnen. Aber bei jedem Schritt im Leben spürt man die geistige Anwesenheit aller anderen: mahnend oder helfend, um die Situation im Sinne des Impulses zu meistern.

Die Soziologie ist an dieser Gruppenstruktur fast ganz vorbeigegangen. Sie spielt sich auch meist im verborgenen ab. Und wenn sie an das Tageslicht tritt, ist sie nur allzuleicht korrumpiert und zu Äußerlichkeiten, zu Zeremoniellem erstarrt. So kann uns von dieser Seite keine Hilfe zum Verständnis kommen. Wir werden ihr selbständig auf die Spur kommen müssen, und dabei kann an erster Stelle die Erkenntnis helfen, was Gemeinsamkeit *nicht* ist. Jenes Heimatgefühl, welches die Teilnehmer an einer medizinischen Konferenz zum Beispiel ergreifen kann, ist es nicht; das ist eine Seelenstimmung, die aus der praktischen Arbeit am selben Thema erwächst; man fühlt sich unter »seinesgleichen«. Meist ist es auch nicht das was Menschen beseelt, wenn sie eine Initiative ergreifen; das gemeinschaftliche Ziel stellt da im allgemeinen den Angelpunkt dar, obwohl

es vorkommt, daß die Gründer einer Institution aus einem gemeinsamen Impuls heraus gründen; oft zerschellt dieser aber dann an der gemeinschaftlichen Arbeit.

Die Gemeinsamkeit läßt sich zurückführen auf die soziale Grundtatsache, daß in unserer Zeit die Möglichkeit einer Geistverbindung, einbegriffen die Verbindung mit dem eigenen (höheren) Ich, für den einzelnen mehr und mehr schwindet. Sowohl im Positiven – dem Sich-Öffnen für geistige Impulse –, als auch im Negativen – der Abwehr den Menschen feindlicher Wesen – bedarf der Mensch der geistigen Stütze und Hilfe von Gleichgesinnten. Was der Mensch in der Gemeinsamkeit sucht, ist darum nicht das Hüllenwesen des anderen, mit dem er in der Gemeinschaft zusammenarbeiten muß; es ist dessen Geistwesen, das ihn begleitet, wo immer er sein mag, solange er sein Bewußtsein dafür öffnet. Darum ist die Gemeinsamkeit die eigentliche Struktur, in der sich der Sozialimpuls niederschlägt. Weil aber das Soziale eine Komponente aller sich verwirklichenden gesellschaftlichen Bestrebungen, alles institutionellen Strebens ist, können Gemeinsamkeiten sehr wohl auch von Pädagogen, Medizinern, praktischen Wirtschaftlern usw. gebildet werden. Es sind dann bewußt erschaffene Strukturen, deren Mitglieder einen bestimmten Aspekt des erzieherischen, therapeutischen, wirtschaftlichen Impulses – beileibe nicht als Studiengruppe, sondern als Geistgruppe – jedes an seinem Platz verwirklichen wollen. Während die Gemeinschaft die normale Struktur sowohl des Wirtschaftslebens als auch des institutionell formierten Geisteslebens darstellt, ist die Gemeinsamkeit der Quellbereich des Sozialen, das heißt jenes Gebietes, in dem es nicht um ein Produkt, sondern um den andern geht.

Damit kommen wir zu dem Charakteristikum der Gemeinsamkeit. Wie ihr Schema schon andeutete und wie oben weiterhin beschrieben, ist bei ihr die Begegnung mit anderen Gemeinsamkeitsgefährten nebensächlich. Man steht gleichsam mit dem Rücken zueinander. Die Geistschale wird im Rücken gebildet, und der Kreis bildet zugleich eine Rückendeckung für jeden an seinem Platz in der Gesellschaft. Und da man einander nicht ins Antlitz schaut, fällt auch das ganze Problem der Gemeinschaft, der Kampf mit dem Doppelgänger, weg. Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß ein Freund an Qualitäten gewinnt, wenn er in der Ferne weilt (»ich finde ihn einen Prachtkerl, solange er nicht auf Besuch ist«)? Da gibt es keinerlei Veranlassung, sich über ihn zu ärgern. Man darf mit ihm leben, wie er sein will, nicht wie er ist. Es darf wirklich ein harmonisches Zusammenwirken sein, das einem den andern immer näher bringt. So finden wir aufs neue einen Gegensatz zur Gemeinschaft. Diese entfremdet uns in der leiblichen Zusammenarbeit von den andern Mitgliedern und führt in die Vereinsamung. Die Gemeinsamkeit läßt jeden an seinem Platze allein wirken und führt gerade dadurch zu immer intimeren Verbindungen.

Haben wir somit die ideale Gruppenstruktur gefunden? So darf die Frage nicht gestellt werden. Wer sollte uns denn ernähren, wenn es nur Gemeinsamkeiten gäbe? Aber das ist es nicht allein. Jede wirkliche Errungenschaft muß mit einem Opfer erkauft werden. Fragen wir uns, welches Opfer die Harmonie der Gemeinsamkeit fordert, so müssen wir bedenken, daß sie überhaupt nur wirkt, wenn der Kreis geschlossen bleibt. Um dies zu gewährleisten tut not, daß der einzelne auch den kleinsten Schritt nur dann macht, wenn

ihn alle anderen Gefährten mitvollziehen können. Kann auch nur einer es nicht, dann muß der ganze Kreis warten; vielleicht Jahre. Dabei geht es natürlich nicht um das Einholen von Erlaubnis. Jeder soll alle anderen ihrem Wesen nach so in seinem Bewußtsein haben, daß er weiß, wie jeder Gefährte der zu fällenden Entscheidung – äußerlich, aber vor allem innerlich – gegenübersteht. Darum müssen Gemeinsamkeiten klein sein. Und weil, wenn der eine endlich so weit ist, der andere gerade in einer Periode des Stillstandes lebt, ist die Immobilität einer Gemeinsamkeit meist erheblich. Abstrakt gesprochen: Wer einer Gemeinsamkeit zutritt, hat seine perönliche Entwicklung und Entfaltung zu opfern. Immer wieder muß man um des andern willen zurückbleiben – so wie man in der Gemeinschaft durch den andern geradezu auf den Entwicklungsweg geführt wird. Die Gemeinschaft führt uns zum Kleinen Hüter. Die Gemeinsamkeit geht vom Großen Hüter aus: Kehre um und bringe deinen Bruder mit!

Wollen wir das Wesen einer Gemeinsamkeit auf eine Formel bringen, dann dürfen wir sagen: nicht Ich, sondern der andere in mir. Der andere, das ist sowohl der Impuls der Gemeinsamkeit, das Vollkommene, wie auch der Gefährte als Repräsentant des Impulses. Nun wird in noch tieferem Sinne verständlich, warum die Gemeinsamkeit die Struktur des Sozialen ist: die Formel »nicht Ich, sondern der andere in mir« ist ja nichts anderes als das, was Steiner das soziale Urphänomen genannt hat.[8] Sozial sein heißt, sich vom andern (einen Moment) einschläfern lassen, sich von ihm erfüllen lassen, um aus dem Wesen des anderen heraus zur Hilfestellung zu schreiten. Gemeinsamkeit *ist* das Erüben des sozialen Urphänomens. Es ist der Versuch, im

kleinen bereits zu erüben, was einst zur Fähigkeit gegenüber der ganzen Menscheit werden soll: den andern, das heißt dessen Entwicklung, genau so wichtig nehmen wie sich selber.

Während die Gemeinschaft mehr und mehr degeneriert, steckt die Gemeinsamkeit noch in den Kinderschuhen. Es sind erste Ansätze, denen man begegnet, aus der Not geboren, meistens mehr aus Instinkt als aus Wissen: Alkoholiker bilden einen Ring, und wenn einer dem Trinkdrang nicht mehr widerstehen zu können droht, ruft er einen oder mehrere Ringteilnehmer an. Etwas Ähnliches entsteht bei Drogensüchtigen. Einander fremde Frauen bilden solche Ketten, einander zu trösten, wenn die Demütigungen zur Verzweiflung führten. Von einem hohen Strafvollzugsbeamten hörte ich, daß er einen ganz inoffiziellen Verbrecherkreis hat. Manchmal wird er angerufen: Mensch hilf mir, es zieht mich wieder unwiderstehlich zu einem Geldschrank!

Anfänge finden sich auch dort, wo man die naturwissenschaftliche (merkuriale) Therapie mit der von Steiner als gleichwertig bezeichneten Liebestherapie ergänzt oder gar durch sie ersetzt. Sie lebt vor allem in der Psychotherapie: die Krankheit des Patienten ist genau so gut die meine.[9] Führt das Gespräch nicht nur zu einem Rat, sondern zu einem gemeinsamen Impuls, dann wird der Patient Gefährte; dann entsteht ein getrenntes und doch gemeinsames Wirken in der Gesellschaft, denn dann ist ein bleibendes Band entstanden.

Gibt es auch schon Gemeinsamkeiten, die ganz aus sozialem Bewußtsein heraus gebildet wurden? Dieser Frage wollen wir uns zuwenden, nachdem wir einen Versuch

gemacht haben, das Urbildliche der Gemeinschaft und der Gemeinsamkeit deutlicher herauszuarbeiten.

Suchen wir nach dem Urbild der Gemeinschaft, so finden wir es unschwer in Christus mit seinem Jüngerkreis. In all seiner Erhabenheit hat der Sohnesgott für das Vollbringen seiner Erdenaufgabe doch die Hilfe eines Menschenkreises nötig. Dieser Kreis ist Mitschaffer an dem großen Werk. Und Christus bringt seine Anerkennung durch die Fußwaschung am Gründonnerstag zum Ausdruck. Die eigentliche Arbeit der Zwölf ist damit geleistet. Aber gleich wie der Handwerksmeister seinen prüfenden, wertenden Blick auf das fertige Produkt richtet, bevor er es aus seinen Händen gibt, so setzt auch nach dem Ostersonntag sofort die Belehrung der Jünger durch den Auferstandenen ein. Schaffen und Beurteilung des Geschaffenen gehen nie zusammen. Der Künstler tritt ruhend zurück, wenn er sein Werk beurteilen will; auch die Genesis erzählt uns, daß Gott jeweils nach einem Tagewerk und am siebten Tag der Schöpfung ruhte und das Geschaffene betrachtete: »Und siehe da, es war gut.« So erfahren auch die Jünger erst jetzt, an was sie mitgewirkt haben, was ihre Gemeinschaft bewirken durfte. »Das Erwecken aus dem Gethsemaneschlaf« nannte es Steiner.

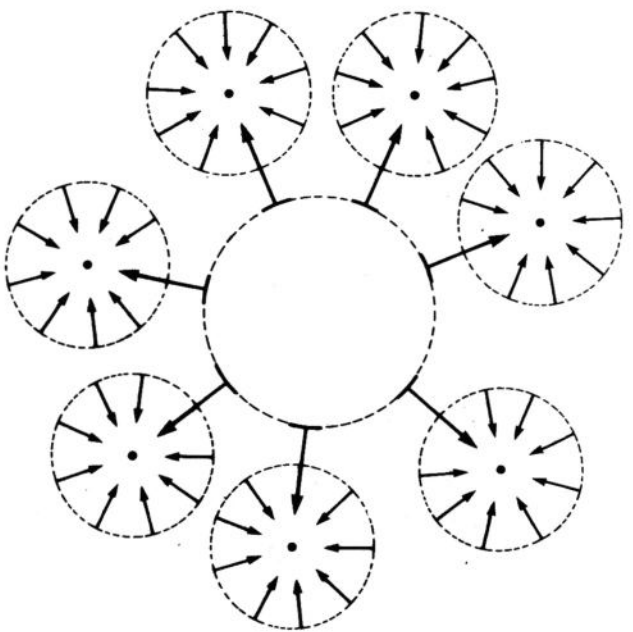
Dieses unbeschreiblich freudige Gemeinschaftserlebnis endet abrupt mit der Himmelfahrt. – Man weiß von Künstlern, welch unerhörten Schmerz es für sie bedeuten kann, wenn sie das Produkt ihrer Hände nicht mehr um sich haben können; wenn es zum Beispiel verkauft wird oder verbrennt. Einen ähnlichen Schmerz erlebten Lehrerkollegien und Klassengemeinschaften, als unter den Nazis ihre Schulen geschlossen wurden. Das Leben scheint dann aus einer gähnenden Leere zu bestehen; die Gemeinschaft ist sinnlos geworden. In dieser Stimmung dürfen wir uns die Jünger zu Himmelfahrt und in den Tagen danach vorstellen: Die Angesichter einander zugewandt, starren sie doch in das Nichts.

Bis sie sich umwandten und mit einem Ruck den Pfingstkreis bildeten, den letzten Auftrag erfüllend, der ihnen vor der Himmelfahrt erteilt worden war. »An die Völker aller Welt« richteten sie sich, so daß ein jedes Volk sie in seiner eigenen Sprache verstehen konnte, und verkündeten ihnen, was sich in Palästina zugetragen hatte. Die Folgen der babylonischen Sprachverwirrung waren zum erstenmal gewendet. Der gemeinschaftliche Atem, der durch den Durchbruch des Ich in die verschiedensten Sprachen auseinandergefallen war, hatte sich auf der höheren Stufe des Geistselbst wiederhergestellt.[10]

Das Geschehen zur Zeitenwende ist urbildlich. Es trägt in sich noch einen weiteren Aspekt, den wir betrachten wollen: Eine Tat der Jünger – so vernehmen wir aus der Apostelgeschichte – geht dem Pfingstfest voran. Aus der kürzesten christlichen Festzeit, den zehn Tagen der Himmelfahrtszeit, wird ein einziges Ereignis erwähnt: Der Platz des Judas Iskariot wird wieder eingenommen. Nachdem dieser Selbstmord verübt hat, ist es von der sozialen Gesetzmäßigkeit her erlaubt, die Zwölf wieder vollständig zu machen, indem einer gewählt wird, der den (positiven) Impuls des Judas vertritt. Nur in die vollständige Schale der Jünger wird sich der Heilige Geist ergießen.

Damit haben wir die beiden Urbilder, den nach innen und den nach außen gerichteten Kreis, als zeitlich hintereinan-

der liegende Wahrzeichen kennengelernt. Was damals in der Zeit aufeinanderfolgen mußte, liegt heute nebeneinander. Die Pfingstgemeinschaft konnte erst *nach* der Himmelfahrt entstehen – wir werden darauf in den abschließenden Worten zurückkommen –, weil sie diese voraussetzt. Die soziale Wirklichkeit zeigt uns einerseits Gemeinschaften, die, wie wir gesehen haben, im Absterben sind, aber doch noch fortbestehen müssen, solange wir uns als biologische Wesen zu ernähren haben; andererseits Gemeinsamkeiten, deren erste zu Urpfingsten entstand und die auch heute noch durchaus in ihren Anfängen stehen. Wie verhalten sie sich zueinander?



Das soziologische Grundgesetz sprengt alle Gemeinschaften. Wirtschaftliche Notwendigkeiten jedoch erfordern, daß man für den andern arbeitet; nicht, um an ihm zu verdienen, sondern seiner Bedürfnisse wegen (soziales Hauptgesetz). Das wird sich auf die Dauer nur verwirklichen lassen, wenn immer mehr Menschen die Arbeit für die Mitmenschen als selbstverständlichen Teil ihrer Erdenaufgabe betrachten, der ihnen nicht nur keine geldlichen, sondern auch keine Machtvorteile bringt.

Nun wird es ja so sein, daß so gut wie jeder, der einer Gemeinsamkeit zugehört, auch in einer Gemeinschaft arbeitet. Er trägt jene Fähigkeiten, die er sich durch den Umgang mit dem sozialen Urphänomen erworben hat, in die Gemeinschaft hinein. Dort ist er einer der vielen Nach-innen-Gerichteten. Er wird im Prinzip die gleichen Schwierigkeiten haben wie jeder in einer Gemeinschaft. Aus dem Sozialimpuls heraus, der ihn mit seinen Gefährten verbindet, wird er sich jedoch nicht die eigene (asoziale) Entfaltung zum Ziel setzen, sondern die der anderen. Das wird ihn einerseits nötigen, nun den Weg zurück anzutreten: Vom Großen zum Kleinen Hüter; sich der Reinigung zu unterziehen. Andererseits aber wird er durch den Impuls, den er aus seiner Gemeinsamkeit mitbringt, ein verjüngendes, gesundendes Element in die Gemeinschaft hineintragen. Wo solche Persönlichkeiten in einer Gemeinschaft stehen, fällt ihnen sehr schnell die Aufgabe eines Hirten zu. Sie behüten das Menschliche und sind die tröstende Wärme in einer nur all zu oft auf dem Herrschaftsprinzip fußenden Gemeinschaft.

Wäre es dann nicht wünschenswert, wenn Gemeinschaften gleichzeitig Gemeinsamkeiten bilden würden oder umge-

kehrt? Diese Frage ist in ihrer Allgemeinheit zu verneinen. Die Harmonisierung der beiden Wege ist für die Zukunft wünschenswert; heute überfordert sie einfach die Menschen. Noch gehe jeder seinen Weg, und wenn er ihn weit genug gegangen ist, bis durch die Reinigung, dann wird man im Menschlichen, im Mikrosozialen, von einem Unterschied nicht mehr sprechen können. Dasselbe funktionell im Institutionellen (Mesosozialen) zu verwirklichen, stellt aber noch ganz andere Forderungen und ist für größere Gebilde überhaupt kaum vorstellbar: Wie sollte man Mitarbeitern zumuten, in einer Gemeinschaft zu arbeiten, in der *einige* sich auch zur Gemeinsamkeit finden? Was aber im allgemeinen, das heißt gesellschaftlich, heute noch nicht möglich ist, das mögen sehr kleine, vom selben Impuls her inspirierte Gruppen – als Opfer für die Zukunft – auch heute schon erproben. Es muß ja alles, was zukünftig erstehen will, schon vor der Zeit von einigen Avantgardisten vorexerziert werden, auch wenn es, weil noch nicht zeitgemäß, von vorneherein zum Scheitern verurteilt ist. – Trotzdem gibt es eine Institution, die beide Gruppenstrukturen in sich vereinigt: die Ehe. Als Zielorganisation aufgefaßt – für die Familie, für die Existenz – zerbricht sie an den üblichen Problemen jeder Gemeinschaft, an der wachsenden Allergie für die Schwächen des Partners. Als reine Gemeinsamkeit geht sie auf Kosten der Kinder oder sogar der Existenz. Darum ist heute die Ehe das gefährdetste soziale Abenteuer der Menschheit. Es liegt aber als Potenz in uns, gerade in der Kleinstgruppe im Balancieren zwischen Gemeinschaft und Gemeinsamkeit etwas vorauszunehmen, das bezüglich der Menschheit der Zukunft vorbehalten ist.

Wir kommen jetzt auf die Frage zurück, wo denn in der Praxis Gemeinsamkeiten anzutreffen sind. Dabei können wir an erster Stelle an die Priesterschaft denken, sofern sie aus einem richtigen Selbstverständnis heraus handelt. Die einzelnen Priester arbeiten nicht im irdischen Sinne zusammen. Jeder hat seine Gemeinde. Aber sie verwalten zusammen das Vollkommene, den Kultus.[11] Gewiß können sie Könige sein, Geisteshelden. Wollten sie aber auch in ihrer Gemeinde herrschen, wären sie besser Unternehmer geworden. Und wo sich innerhalb der Gemeinde Gemeinschaften bilden, weil bestimmte Ziele der Zusammenarbeit bedürfen, wenn sie also aus dem Oratorium in das Laboratorium eintreten, dann kann sich das obige Bild der Verzahnung von Gemeinsamkeit und Gemeinschaft erfüllen. Man ginge aber fehl, wollte man in der Priesterschaft den Urtypus der Gemeinsamkeit sehen, dem andere nachgebildet sind. Die Gemeinsamkeit urständet im Sozialen, und nur insoweit sich eine Priesterschaft zum Sozialimpuls bekennt, liegt in ihrer von der Vollkommenheit ausgehenden und diese vertretenden Geistesart die quasi natürlich gegebene Voraussetzung zu einer Gemeinsamkeit.

Ein Hirte ist aber kein Lehrer. Das führt uns zum letzten Punkt unseres Themas. Auch dafür gibt es in der Bibel ein Urbild. Als Jesus vor dem modernsten Menschen steht, dem er begegnet ist, dem Pontius Pilatus, und von diesem gefragt wird, ob er der Christus sei, antwortet er ihm: »Du sollst es sagen!« Mit diesem Wort, das merkwürdigerweise nicht von der theologisierenden christlichen Kirche, sondern von der jüdischen Bewegung der Chassidim aufgenommen wurde, ist der Anfang vom Ende des Lehrauftrages gesetzt. Es dürfte manchem so gehen, daß er sich leh-

rend, Vorträge haltend, Bücher schreibend, immer etwas fehl am Platze fühlt. Man spürt, daß man sich mit etwas beschäftigt, dessen Höhepunkt vorbei ist.

Aber wie dann? Lehrten die Jünger zu Pfingsten etwa nicht? Nein, sie lehrten nicht, und die Apostelgeschichte drückt das eben so aus, daß jeder sie in seiner eigenen Sprache hörte. Auch das letzte Vermächtnis des Auferstandenen vor der Himmelfahrt, der Missionsauftrag an die Jünger, ist kein Lehrauftrag.

Warum konnten denn die Jünger allen Völkern den Christus verkündigen? Weil Himmelfahrt vorangegangen war. Weil im Ereignis des vierzigsten Tages Christus sich substanziell mit der Erde verbunden hat, bis in jedes Atom hinein, und also bereits in den Menschen da ist, wenn auch noch unbekannt. Wenn ich es mit den Worten dieser Betrachtung andeuten darf: Der Apostel, der sich im Gespräch einschläfern ließ, konnte dem »Heiden« aus dessen eigenem Wesen (»in seiner eigenen Sprache«) das Christusmysterium erstehen lassen.

Erst seit dem Tage der Himmelfahrt war diese Möglichkeit da. Erst seit diesem Ereignis gibt es die Möglichkeit der Gemeinsamkeit. In drei großen Schritten vollzieht sich das Soziale. An Himmelfahrt zieht Christus als Potenz in jeden Menschen ein. An Pfingsten vollzieht sich das Wunder der Gemeinsamkeit. In einem Johannigeschehen tritt die Gemeinsamkeit in jedem ihrer Gefährten der Welt entgegen; jeder andere Mensch begegnet ihm stellvertretend für Christus: »Er muß wachsen, ich muß abnehmen.«

Anmerkungen

1 Die moderne soziologische Wissenschaft hat aus ihrem agnostizistischem Dogma heraus den Begriff der Gesetzmäßigkeit tabuisiert. Man spricht nur noch von Theorien, die von anderen Theorien hergeleitet sind und denen gegenüber die Erfahrungswelt höchstens zur Falsifizierung dient. Diese Denkakrobatik kann aber die empirischen Resultate einer etwas älteren Soziologie nicht zunichte machen. Nur wird es jetzt – leider! – notwendig, anzugeben, was man unter Gesetzmäßigkeit versteht: i. e. mit einer signifikanten Regelmäßigkeit auftretende Gruppenprozesse.

2 Daß Rudolf Steiner kaum auf die Soziologie eingegangen ist, obwohl er sonst, wenn irgend möglich, an die Untersuchungen (nicht die Theorien) der Wissenschaft anknüpfte, mag den einfachen Grund haben, daß die deutsche Soziologie, mit Höhepunkten wie Max und Alfred Weber, zwar viel und interessant philosophierte, aber wenig untersuchte, während die amerikanische empirische Soziologie noch ganz in den Kinderschuhen steckte und zu Steiners Lebzeiten nur in englischer Sprache zu lesen war.

3 Siehe Warner & Lloyd (ed.), »Yankee City Series«. New Haven 1941–1959.

4 Es gehört durchaus mit zu diesen Gesetzmäßigkeiten, daß mir jener Artikel vor allem von den Mitgliedern der sechsten Schicht verübelt wurde. Er bedeutete das Ende einiger Freundschaften. Ihnen, die sich in ihrer Arroganz auf Grund brillanter *Fähigkeiten* an die Spitze ihres Berufes getragen wissen wollten, war der Gedanke unerträglich, daß sie ihre Kastenbildung nicht ihrer Qualität (die übrigens nicht in Abrede gestellt wurde), sondern soziologischen Gesetzmäßigkeiten verdankten.

5 Rudolf Steiner, »Metamorphosen des Seelenlebens«, 1929, S. 182 und 187, jetzt in GA 59.

6 – »Inneres Wesen des Menschen und Leben zwischen Tod und neuer Geburt«, 1959, GA 153, S. 67.

7 – »Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?«, GA 10.

8 – »Die soziale Grundforderung unserer Zeit. In geänderter Zeitlage«, 1963, GA 186, S. 175.

9 Vgl. Peter Petersen, u. a. »Gefährte meines Leidens« in: »Wege zum Menschen«; »Der Therapeut als Begegnender« in: »Der zielfreie Weg«.

10 Vgl. dazu Rudolf Steiner GA 59, 1971, Vortrag I.

11 Siehe dazu D. Brüll, »Die Hierarchie in der Christengemeinschaft«, in: Info 3, November 1985.